



Die Wolke des

VERGESSENS

Als die Cloud noch ein Ort der Sehnsucht war: Wolkenstudie von John Constable, 1822

Ob Briefe, Bücher, Fotoalben oder Schallplatten: Die wichtigsten Speicher unserer Lebenserinnerung sind in die Cloud abgewandert, verloren im digitalen Nirgendwo. Verschwindet unser kulturelles Gedächtnis?

„Ich bin das Kind aus Luft und aus Wind, die Tochter von Wasser und Erde; ich trotz der Zeit mit Unsterblichkeit, weil ich ewig vergehe und werde.“

Für den englischen Romantiker Percy Bysshe Shelley verkörperte die Wolke noch einen „kreativen Nihilismus“, schreibt der Yale-Professor John Durham Peters in seinem medienphilosophischen Buch „The Marvelous Clouds“. Shelley war damit nicht allein. Das Flüchtige und Malerische dieser Naturerscheinung hat Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts intensiv beschäftigt, und zwar ziemlich genau in dem Moment, als sich das Wetterphänomen mit dem Dampf der ersten Lokomotiven vermengte. Es war die Zeit, als die Technik die Natur in nie gekanntem Ausmaß zu verändern begann, der Beginn der Industrialisierung.

VON BORIS POFALLA

Heute sind wir wieder von Wolken fasziniert, aber sie stehen für etwas anderes: für das anstrengungslose Bewahren von Information. Ist es nicht eine großartige Vorstellung, dass alles, was man an so an Lebensäußerungen produziert, in einer Datenwolke eingelagert ist, zugänglich von jedem Ort der Erde? Die zehntausend Bilder, die man mit dem Telefon geschossen hat, weil man keine analoge Kamera mehr besitzt, das Adressbuch, die Notizen und WhatsApp-Nachrichten, die endlosen Mails und Dokumente, all das wohnt jetzt in der Cloud.

Videosammlungen, Plattenschränke, CD-Türme und Zettelkästen sind aus unseren Wohnungen verschwunden. Was man sieht und hört, was man fotografiert und schreibt und Instagram, Facebook und Twitter anver-

traut, all das schwebt in den Datenzentren amerikanischer Internetkonzerne. Aber für wie lange?

Datenträger, auf die man sich idealerweise Sicherheitskopien der wichtigsten Dokumente zieht, sind nach wenigen Jahrzehnten nicht mehr lesbar, die Dateiformate schon viel früher obsolet, alte Festplatten verwandeln sich in prähistorischen Elektroschrott. Google könnte einmal zerschlagen oder übernommen werden, Facebook abgeschaltet werden oder einfach nur schleichend aus der Mode kommen. Unsere Daten mögen im Moment sicher sein, aber wir sind nur Mieter im Reich unserer eigenen Erinnerungen – und spätestens mit dem Tod erlischt der Nutzungsvertrag mit dem Anbieter. Die Generation der Millennials und die auf sie folgenden werden möglicherweise kaum Greifbares hinterlassen, keine Fotoalben, keine Briefe, keine Tagebücher, nur tote Accounts und ein paar Steuerbescheide.

EIN DUNKLES ZEITALTER

Selbst an den privilegierten Orten der Erinnerung, den Tempeln der Hochkultur, wird es schwierig, mit der Transformation aller Medien Schritt zu halten. Egal, ob man sich an Kunstmuseen umhört oder in Literaturarchiven: Der Aufwand, den der Erhalt von digitalen Daten bedeutet, ist enorm, und er muss in immer kürzeren Abständen erneut betrieben werden. Ein einziges digitales Kunstwerk vor dem *bit rot* zu bewahren, dem galoppierenden Datenverfall, kann Zehntausende Euro kosten. Und Manuskripte erster oder letzter Hand gibt es nicht mehr, bloß Dateien in unterschiedlichen Versionen.

Roland S. Kamzelak ist Literaturwissenschaftler und stellvertretender Direktor des Deutschen Literaturarchivs Marbach. Ein wenig stolz berichtet er am Telefon von seinem „kleinen Technikmuseum“ und der IT-Abteilung, die zur Not die erforderliche Hardware einfach zusammenlötet, um etwa drei Millionen veraltete Dateien aus dem Nachlass von Friedrich Kittler auslesen zu können. Mittlerweile werden an Schillers Geburtsort auch Computer und ganze E-Mail-Konten von Schriftstellern verwahrt, auch Datensammlungen in der Cloud. Dumm nur, wenn der Autor vergisst, das Passwort aufzuschreiben. Oder wenn die Erben von

dieser Cloud gar nichts wissen – dann löst sie sich irgendwann einfach auf. Insgesamt bleibe aber viel erhalten, sagt Kamzelak, auch wenn man bei so vielen kaum unterscheidbaren Kopien von Dateien heute kaum noch von Originalen sprechen könne. „Die Masse der Daten ist das größere Problem“, sagt der Literaturwissenschaftler, „auch für das Gedächtnis.“

TOTALE ERINNERUNG

Was, wenn der Verlust von Daten also gar nicht das Problem ist? Vergessen ist grundsätzlich gesund, wie schon Nietzsche wusste, aber vergessen wir heute nicht ganz anders als vor der Digitalisierung, automatischer, willenloser? Und was macht das mit uns? Anruf bei Professor Dorthe Berntsen. Die dänische Psychologin ist spezialisiert auf autobiografisches Erinnern, sie leitet das Center on Autobiographic Memory Research in Aarhus und forscht mit Gesunden wie mit Alzheimerpatienten.

Letztere haben den größten Teil ihres Lebens vielleicht schon vergessen, erinnern sich aber laut einer ihrer Studien an früheste Erlebnisse – wenn man ihnen Gegenstände in die Hand gibt, die in ihrer Kindheit alltäglich waren. „Je konkreter und einzigartiger so ein Objekt ist, desto besser. Einzigartigkeit ermöglicht Erinnerung. Gleichförmigkeit verhindert sie.“ Ein Stapel Briefe enthalte deshalb sehr viel mehr konkrete Informationen als derselbe Inhalt in einem Stapel von E-Mails: die Handschrift oder das Papier, Hinweise auf die zurückgelegte Strecke, Alterungsspuren. So etwas triggert Erinnerung.

Nun ist digitale Information der Inbegriff der Gleichförmigkeit. Was unsere Eltern noch physisch besaßen, Fotoalben, Adressbücher oder Kalender, haben wir nur noch als abstrakte Folge von Nullen und Einsen. Das ist nicht gut für die Erinnerung. Und es erklärt auch, warum man nach zwei Stunden vor dem Handy oft nicht mehr weiß, was man da eben gesehen hat. Überendlose Datenmengen zu verfügen, sie in der Masse aber nicht mehr für bedeutsam halten zu können, ist eine andere Facette der digitalen Amnesie.

KEINE GESELLSCHAFT OHNE GEDÄCHTNIS

Es ist eine seltsame, manchmal tückische Dialektik, die das Zeitalter des

Datenüberflusses erzeugt. Angetrieben wird sie von der Ökonomie: Daten bedeuten Geld, die Internetgiganten sind die wertvollsten Unternehmen der Welt. Den wahren Preis ihrer Geschäftsmodelle für die Gesellschaft wird man erst noch erfahren. „Wir überantworten die Zukunft der Erinnerung an Medien und Technologien, deren Prozesse, Algorithmen, Eigentümerschaft und Endlichkeit wir wenig verstehen“, warnt der Erinnerungsforscher Andrew Hoskins von der Universität Glasgow.

Eine Wahl hat man nur begrenzt. Zur Nutzung der Digitaldienste ist man sozial de facto gezwungen, gleichzeitig verstricken sich unsere Erlebnisse unauf löslich mit diesen Medien. Es gibt kein Außen der digitalen Gesellschaft mehr, und es wäre reaktionär, so zu tun, als könne es ein Zurück in die heile Welt geben – trotz aller Versuche, wieder mehr von Hand zu schreiben, trotz aller digitalen Detox-Kuren. Umso wichtiger ist es, die Veränderungen zu begreifen, die heute jede Biografie berühren und unsere Kultur als Ganzes verwandeln. Vor etwa hundert Jahren entwickelten Maurice Halbwachs und Aby Warburg Theorien von kollektiver Erinnerung und sozialem Gedächtnis, die Voraussetzung für das, was die Konstanzer Kulturwissenschaftler Aleida und Jan Assmann später das „kulturelle Gedächtnis“ nannten. Ein solches Gedächtnis ist eben immer auch an Medien gebunden, und die verändern sich gerade massiv.

Susan Sontag beschrieb 1973 in ihrem berühmten Aufsatz „On Photography“ das Familienalbum noch als Chronik, die jede Familie von sich anfertigte. Im Digitalzeitalter entstehen nun Unmengen von Bildern, die meisten davon sind austauschbar und damit, wie Dorthe Berntsen sagen würden, schwer erinnerbar. Das Foto hat eine andere Funktion. Es wurde früher, schreibt die Kuratorin Jasmin Alley, „typischerweise als das zuverlässigste Hilfsmittel angesehen, sich des Lebens ‚wie es einmal war‘ zu entsinnen. Heute dient es immer mehr zur Kommunikation und Identitätsbildung und immer weniger dazu, sich zu erinnern.“

UNSERE SCHATTENARCHIVE

Auf der Festplatte und in der Cloud gibt es keine klare Trennung zwischen Ver-

gangenem und Aktuellem mehr, zwischen Kopie und Original. Die Datenbanken sind offen, fast alles wird geteilt und kommentiert. In diesem Zeitalter der Hypervernetzung und des Datenüberflusses entsteht etwas, das Andrew Hoskins „Schattenarchive“ nennt und das sich an jeden von uns heftet. „Soziale Netzwerke, Messaging, das Heraufladen des eigenen Lebens erzeugen eine kontinuierliche, auflaufende, paradoxerweise in Echtzeit entstehende Erinnerung der Multitude, die im Untergrund des medialen Lebens auf ihre potenzielle Wiederentdeckung, Wiederfindung und Verbesserung wartet.“

Man kann also feststellen: Wir haben die Kontrolle über unsere Vergangenheit(en) schon längst verloren. Wir haben sie nicht mehr wie einen verloren geglaubten Schatz aus alten Kisten auf dem Dachboden, sondern wir werden von peinlichen Momenten oder schmerzhaften Erinnerungen wie von einem Geist heimgesucht. Emotional aufgeladene Bilder und Clips rasen durch die sozialen Netzwerke wie kleine Epidemien. Dabei ändern sich mit der Zeit die gesellschaftlichen Regeln dafür, was man wann erinnern sollte. Die Autorität der Gatekeeper schwindet, Institutionen werden unwichtiger. Wahr ist, was man fühlt. Wer sich schon einmal von YouTube-Algorithmen durch Verschwörungsvideos hat treiben lassen, der weiß, wie unheimlich dieses Getriebenwerden sein kann.

Die Parallelgesellschaften und Blasen, die gerade so häufig beklagt werden, haben ihren Ursprung also vielleicht nicht im deformierten Charakter der Beteiligten, sondern in der Funktionsweise der digitalen Kommunikation selbst. Deshalb ist es so wichtig, sich auch mit der Erinnerungsfunktion des Netzes zu beschäftigen. Denn es spielt eine fundamentale Rolle, was man wie aufhebt und wo, was man vergisst und wem man seine Erinnerungen zu welchen Bedingungen anvertraut.

„In ihrer kulturellen Überlieferung wird eine Gesellschaft sichtbar“, schrieb der Ägyptologe Jan Assmann. Wir schreiben uns in die Wolken. Doch was der Romantiker Shelley noch als beglückende Erfahrung empfand, das Sich-Auflösen in eine flüchtige Formation, deren Gesetze man nicht ganz durchblickt, das kann einem heute auch als Horrorvorstellung erscheinen.

DER AKTUELLE KLASSIKER



VON MANUEL BRUG

„Der fliegende Holländer“

Nein, sieben Jahre muss diesmal niemand dem Land fernbleiben. Doch das Coronavirus hat die Kreuzfahrt-Reedereien in Panik versetzt. So wurden Schiffe in Hongkong und Yokohama unter Quarantäne gestellt, vorher eines in Italien. Wegen Erkrankungen an Land wie an Bord leiten die Eigner ihre randvollen Touristenpötte um und verschärfen die Sicherheitsvorkehrungen. Zumindest Desinfektionsmitteldispenser, die am Eingang, vor jedem Restaurant und in allen Toiletten positioniert sind, dürften Pauschalwiederholungstärtern bekannt sein.

Noch muss keiner wie Richard Wagners jeweils sieben Jahre von jedem christlichen Hafen verbannter „Fliegender Holländer“ zu singen anheben: „Euch, des Weltmeers Fluten bleib' ich getreu – bis eure letzte Welle sich bricht – und euer letztes Nass versiegt!“ In den Nachrichten redet man aber schon wieder von „Geisterschiffen“, die ziellos über die See

”

DAS GEISTERSCHIFF IST EIN MYTHOS, UNTOT DURCH DIE FANTASIE SEGELND

treiben und nirgendwo anlegen dürfen, weil man sich vor Ansteckung fürchtet. Dabei sind historisch gar nicht mal so viele Schiffe erfasst, die wirklich – meist wegen einer ansteckenden Krankheit – führungslos und mit toter Besatzung treibend vorgefunden wurde. Doch Seemannsgarn wird eben gern gesponnen, das Geisterschiff ist ein Mythos, untot durch die Breiten der Kunst und der Fantasie segelnd.

Geister- und Gespensterschiffe finden sich in Literatur, bildender Kunst, Film, aber das berühmteste pflügt seit der Dresdner Uraufführung 1843 namenlos durch die künstlichen Wellen der Opernhäuser. Wenn es – das Regietheater ist ja konsequent im Verweigern – überhaupt noch erscheinen darf. Spektakulär zuletzt im März 2019 als Ausklappmodell in Leipzig: in Bühnengröße, mit leuchtend rot geblähten Segeln und einem Schwenk, der bis über die siebente Parktreihe reichte. 100.000 Euro hatte der Opernförderkreis eigens dafür gesammelt.

Wagners „Holländer“ entsprang in seiner klangschichtenden Gestalt einer Mischung aus Überlieferung und eigener Anschauung. Angeblich gab es mal einen niederländischen Kapitän des 17. Jahrhunderts, der beim Versuch, das Kap der Guten Hoffnung zu umschiffen, schwor, bis zum jüngsten Tag zu segeln, wenn es sein muss. Dies geschah dann der Legende nach auch so.

Samuel Taylor Coleridge und Walter Scott griffen das Thema auf, ebenso Washington Irving und Wilhelm Hauff, doch Wagner bediente sich konkret eines Fragments von Heinrich Heine, der 1834 erschienenen „Memoiren des Herren von Schnabelewowpski“. Er schrieb die Oper dann konkret unter dem Eindruck einer stürmischen Schiffsreise auf der Flucht vor seinen Gläubigern von Riga nach London. Bram Stoker lässt 1897 seinen „Dracula“ auf einem verpesteten Schiff im Sarg anlegen, Friedrich Murnau nahm das 1922 in seinem Stummfilm „Nosferatu – Eine Symphonie des Grauens“ auf. B. Traven verwandelte den Mythos 1926 für sein „Totenschiff“, Ava Gardner und James Mason waren 1951 „Pandora und der Fliegende Holländer“. Und ein Geisterschiff spielt natürlich auch 1980 in John Carpenters „Nebel des Grauens“ eine gruselige Rolle – sowie später in der „Fluch der Karibik“-Filmreihe.